

Gerhart Hauptmann (1862-1946)

„A jeder Mensch hat halt ,ne Sehnsucht.“

Am 15. November 2012 wurde vor 150 Jahren - also 1862 – Gerhart Hauptmann geboren. Dies ist der äußere, der aktuelle Anlass, dass ich in diesem Vortrag versuchen möchte, Leben und Werk Gerhart Hauptmanns ein wenig wiedererstehen zu lassen. Gäbe es die Schule nicht mit ihren Lehrplänen und Pflichtlektüren, wer weiß, ob sich dann überhaupt noch viele Zeitgenossen mit Gerhart Hauptmann beschäftigen würden. Es ist nämlich ziemlich still geworden um ihn, der doch zu Lebzeiten umstritten u n d geehrt, zur Zeit der Weimarer Republik d e r repräsentative und repräsentierende deutsche Dichter war, sich im Alter selbst in den Fußstapfen Goethes sah und diesem auch in der Erscheinung ähnelte. Nach Paul Heyse (der nun wirklich fast vergessen ist) war Gerhart Hauptmann der zweite deutsche Schriftsteller, der mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde (1912) (nach ihm erst wieder Thomas Mann 1930, Hermann Hesse 1946, später Heinrich Böll und Günter Grass, zuletzt Herta Müller) . Es war Gerhart Hauptmann, der mit seinem Stück „Vor Sonnenaufgang“ 1889 einen der größten Theaterskandale der deutschen Geschichte bewirkte und seinen Namen durch diese internationale Sensation mit einem Schlage bekannt machte. An Gerhart Hauptmann schieden sich die Geister. Klatschen, Trampeln, Zischen und Pfeifen begleiteten die Uraufführung von „Vor Sonnenaufgang“ in der Berliner „Freien Bühne“. Aus Protest gegen Hauptmanns Drama „Die Weber“ das nach langwierigen Auseinandersetzungen mit Zensur- und Justizbehörden 1894 im „Deutschen Theater“ in Berlin zum ersten Mal aufgeführt wurde, kündigte der Kaiser die Hofloge. Noch 1904 wird er den für Hauptmann vorgeschlagenen Schillerpreis verweigern. Als unser Dichter 1905 den Ehrendokortitel der Universität Oxford erhält – als „größter Dramatiker unter den heute lebenden Künstlern“ („poesis dramaticae summus inter hodiernos artifex“), bemerkt George Bernard Shaw: „Ich bewundere Deutschland sehr. Wie alle großen Länder ist es auch bescheiden; es

überlässt gern die Ehrung seiner bedeutendsten Männer dem Ausland.“

1913 soll die Hundertjahrfeier der Befreiungskriege vom Joch Napoleons in Breslau mit Hauptmanns „Festspiel in deutschen Reimen“ begangen werden. Da erreicht der Kronprinz, dass sein Vater ein Verbot ausspricht. Statt Hurrapatriotismus hat Hauptmann pazifistische Akzente gesetzt. – Noch die Nazis, die doch den im Lande gebliebenen Dichter gern als Alibi dafür benutzen, dass wertvolle Kunst in ihrem Staate anerkannt wird, versuchen 1942 Hauptmanns 80. Geburtstag in bescheidenem Rahmen zu feiern und begründen das intern so: „Bei aller Anerkennung der künstlerischen Gestaltungskraft Hauptmanns ist die weltanschauliche Haltung der meisten seiner Werke vom nationalsozialistischen Standpunkt aus kritisch zu betrachten.“ Erst im Sommer 1946 – noch in seinem Haus „Wiesenstein“ im schlesischen Agnetendorf – endet jeder Streit um ihn

Meine erste Begegnung mit Hauptmann sind die Hauptmann-Briefmarken in der SBZ der ersten Nachkriegsjahre. Später macht der „Bahnwärter Thiel“ großen Eindruck auf mich mit seinen wunderbaren Naturschilderungen, zumal mir die märkischen Kiefernwälder und Seen am Rande Berlins Heimat sind. Unvergesslich bleiben die Aufführungen des „Fuhrmann Henschel“ und der „Weber“ in der Volksbühne am Luxemburgplatz in Ostberlin noch vor dem Mauerbau. Mein erstes Referat im Naturalismus-Seminar der Uni Freiburg halte ich 1960 über das Tragische im „Fuhrmann Henschel“. Von den weiteren Dramen beeindruckt mich vor allem „Vor Sonnenaufgang“, „Rose Bernd“, „Die Ratten“ und „Der Biberpelz“.

Leider muss ich mich in diesem Vortrag auf eine kleinere Auswahl beschränken. Ich werde eingehen auf „Vor Sonnenaufgang“, kurz den „Bahnwärter Thiel“ erwähnen, um dann ausführlicher „Die Weber“ zu besprechen. In der Fassung meines Vortrags für das Katholische Bildungswerk in Villingen und Schwenningen habe ich den „Bahnwärter Thiel“ ausführlicher dargestellt, so dass die Atmosphäre besser spürbar wird, vor allem auch, was die Naturschilderungen betrifft. Außerdem habe ich „Hanneles Himmelfahrt“ einbezogen und nach drei traurig endenden

Dichtungen noch die Diebskomödie „Der Biberpelz“ hinzugefügt. Dabei habe ich an den schönen Brauch der Griechen erinnert, die ja die ersten „Theaterfestivals“ veranstaltet haben. Nach drei (stets neu gedichteten) Tragödien folgte ein Satyrspiel mit viel Mummenschanz, das ein wenig an unsere Fasnet erinnert. „Der Biberpelz“ ist nämlich eins der wenigen guten Lustspiele, die es in der deutschen Literatur gibt. Der Untertitel lautet: „Eine Diebskomödie“. Komisch ist dabei aber nicht so sehr das geschickte Bestehlen der Reichen, womit die Waschfrau Wolff ihren sozialen Aufstieg befördern will. Es geht vor allem um eine Satire auf den eingebildeten, aber in Wirklichkeit völlig unfähigen Amtsvorsteher von Wehrhahn, der die angeblich staatsgefährdende Tätigkeit des völlig harmlosen Dr. Fleischer aufdecken will und darüber seine normalen Pflichten als Beamter vernachlässigt, so dass ihm Mutter Wolff am Schluss ins Gesicht sagen kann: „Vor Ihn da braucht man sich nicht zu verstecken.“ An dieser Stelle kann ich nur dazu auffordern, alle genannten Dichtungen selbst vollständig zu lesen und versichere Ihnen, dass deren Lektüre auch heute noch lohnender ist als die so manches hochgelobten aktuellen Werkes.

Hauptmann gilt zwar als der wichtigste (und eigentlich als der einzige wirkliche) Dichter des Naturalismus in Deutschland. Er selbst aber hat einmal gesagt: „Was ging mich das Geschwätz vom Naturalismus an?“ Überhaupt hat er sich stets gegen jede Vereinnahmung und Etikettierung gewehrt und auch Werke geschaffen, die eher der Romantik oder der Klassik zuzuordnen sind – jedenfalls was ihre Form betrifft.

Überwiegend neuromantisch in der Form ist zum Beispiel „Hanneles Himmelfahrt“ (1894), ein märchenhaft-poetisches Traumspiel, das vom Sterben der armen Hannele und ihres Todestraumes der Himmelfahrt, dem Geleitetwerden durch einen Christus gleichenden Fremden und der Aufnahme in den Chor der Engel endet. Klassisch in der Form ist Hauptmanns Spätwerk „Die Atridentetralogie“ (1940-1944), wo in vier Dramen im Gewand der griechischen Mythologie gezeigt wird, dass die Menschen unter dem Zwang zerstrittener Götter sich das Leben gegenseitig zur Hölle machen.

Wie schon angedeutet, wollen wir uns auf die „naturalistischen“ Werke des frühen Gerhart Hauptmann, also aus den Jahren vor dem 1. Weltkrieg, konzentrieren. Sie haben seinen Weltruhm begründet und sind auch heute noch bedeutend. Zuvor aber werfen wir einen Blick auf sein Leben und auch da ist wiederum die genannte Epoche die wichtigste.



Gerhart Hauptmann wird am 15. November 1862, also vor gut 150 Jahren, im niederschlesischen Kurort Obersalzbrunn als viertes Kind des Hotelbesitzers Robert Hauptmann (Abb.) geboren. Bis zum 15. Lebensjahr wächst Gerhart im Hotel „Zur preußischen Krone“ auf. 1877 kann sein Vater das große Haus aus wirtschaftlichen Gründen nicht mehr halten und übernimmt eine Bahnhofswirtschaft im nahe gelegenen Ort Sorgau. Gerhart besucht zu dieser Zeit bereits die Realschule in Breslau, für die er nur mit Mühe die Eignungsprüfung geschafft hat und auf der er das erste Jahr wiederholen muss. Schon im Frühjahr 1878, also noch mit fünfzehn Jahren, verlässt er diese Schule ohne Abschluss und wird Landwirtschaftseleve auf dem Gut eines Onkels. Da er der harten Arbeit physisch nicht gewachsen ist und sich eine Tuberkulose zuzieht, die ihn zwei Jahrzehnte lang gefährden wird, muss er auch diese Ausbildung vorzeitig beenden. Erneut versucht er, wenigstens einen mittleren Schulabschluss zu erreichen, das sogenannte Einjährige. Er scheitert wieder und beschließt daraufhin, es auf der Kunst- und Gewerbeschule in Breslau noch zur mittleren Reife zu bringen. Mit dem Fernziel, ein Bildhauer zu werden, tritt er in die Bildhauerklasse ein. Wegen „schlechten Betragens und unzureichendem Fleiß“ wird er aber bald vom Unterricht ausgeschlossen und nur durch die Fürsprache eines ihm wohlgesonnenen Professors wieder aufgenommen. 1882 kann er diese Schule tatsächlich mit dem Zeugnis der mittleren Reife, dem „Einjährigen, verlassen. „Einjährig“ bedeutet, dass er – im Gegensatz zum Gros des männlichen Nachwuchses – nur e i n Jahr Militärdienst leisten muss. Aber der junge Gerhart Hauptmann braucht wegen seiner angeschlagenen Gesundheit überhaupt nicht

zu „dienen“. Statt dessen verlobt er sich heimlich mit Marie Thienemann, die er bei der Hochzeitsfeier seines Bruders Georg in Radebeul bei Dresden kennengelernt hat. Marie ist die Schwester der Braut; gut zwei Jahre später wird er sie heiraten. Vater Thienemann ist ein vermögender Kaufmann. Eine dritte Tochter von ihm wird 1884 die Frau von Gerharts Bruder Carl.



Verlobung (Abb.) und Eheschließung erlösen Gerhart Hauptmann von allen materiellen Sorgen und ermöglichen ihm, ein Semester lang Geschichte, Philosophie und Literaturgeschichte an der Universität Jena zu hören (1882/83), anschließend mit seinem Bruder Carl eine Mittelmeerreise zu unternehmen (1883), eine Zeitlang als Bildhauer in Rom zu leben (1883/84), die Zeichenklasse der Königlich-sächsischen

Akademie auf der Brühlschen Terrasse in Dresden zu besuchen (1884) und zwei Semester an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin zu studieren. Als Frischvermählter wird er mit Marie 1885 auf die Insel Rügen reisen und von dort aus zum ersten Mal die Insel Hiddensee betreten. Frei nach dem habsburgischen Motto „Mögen andere Kriege führen, du, glückliches Österreich, heirate!“ könnte man im Hinblick auf Gerhart Hauptmann sagen: „Mögen andere eifrig arbeiten, um Examina als Bedingung für beruflichen Erfolg zu bestehen, du, glücklicher Gerhart, heirate in eine vermögende Familie ein!“



Aber so märchenhaft die Verbindung mit Marie erscheinen mag, sie wird trotz dreier Söhne, die zur Welt kommen, nicht gut verlaufen. Zwar mietet man in Erkner, einem Vorort östlich von Berlin, an der Eisenbahn nach Frankfurt/Oder und nach Breslau

gelegen, eine Villa an (Abb.), in der Hauptmann mit Marie vier Jahre leben wird, in der die Söhne geboren werden und in der Hauptmann als Schriftsteller eine besonders produktive Zeit erlebt. Doch seine

junge Frau ist in der Abgeschiedenheit der Kolonie Erkner nicht glücklich. 1889 zieht die Familie deshalb nach Charlottenburg im Westen Berlins, aber bereits 1891 reist Hauptmann mit seinem Bruder Carl ins schlesische Riesengebirge und lässt sich bald darauf mit seiner Frau und den Kindern in Schreiberhau nieder. Ganz in der Nähe, in Agnetendorf, wird er 1900 ein Haus errichten lassen, den „Wiesenstein“ (Abb. S. 6), der bis zu seinem Tod im Jahr 1946 sein Hauptwohnsitz sein wird. Jedoch nicht mehr zusammen mit Marie und den drei Söhnen wird er dort leben, sondern mit der

*Schauspielerin
Margarethe
Marschalk, die er
im „Deutschen
Theater“ in Berlin
kennengelernt hat
und die 1893 zu
seiner Geliebten
wird. Nach der
Scheidung von
Marie heiratet er
Margarethe und
hat nun die Frau*



gefunden, mit der er sich auch geistig austauschen kann, die ihn als Dichter versteht und bis zu seinem Lebensende bei ihm bleiben wird. Allerdings kriselt es in den Jahren 1905/06 auch mit Margarete, denn wieder hat sich Hauptmann, inzwischen 43, in eine Schauspielerin verguckt und eine sogenannte Liaison mit der 16 (!) jährigen Ida Orloff begonnen. Dabei ist der mit Margarete gezeugte Sohn Benvenuto gerade erst fünf Jahre alt.

Mit Erreichen des sechsten Lebensjahrzehnts glätten sich allmählich die Wogen. Wie schon erwähnt, erhält Hauptmann 1912 (da wird er fünfzig) den Literaturnobelpreis und 1915 erkennt ihm der Kaiser den Roten-Adler-Orden zu, vermutlich eher widerwillig, denn er gewährt nur die niedrigste Rangstufe (IV. Klasse). Dass Hauptmann während der Weimarer Republik im In- und Ausland der höchste Repräsentant der deutschen Literatur ist, wurde schon gesagt. Entsprechend ist auch sein Auftreten (Abb.). 1921 wird ihm, der

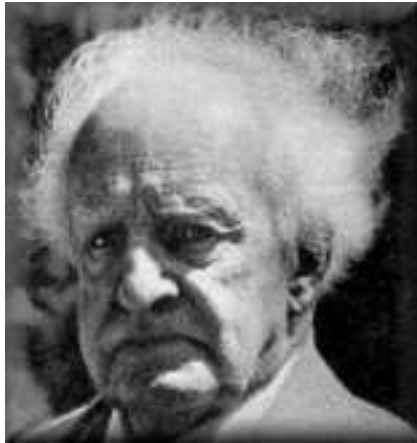
*schon im November 1918
Republik öffentlich
gutgeheißen hat, sogar
Amt des Reichskanzlers
angeboten. Natürlich
lehnt er ab, denn im
Grunde ist er ein
unpolitischer Mensch.
Aber gemeinsam mit
seiner Frau Margarete
genießt er ganz
offensichtlich den Ruhm
sieht sich selbst als d e n
geistigen
Repräsentanten der
deutschen Nation. Sein
Lebensstil ist aufwändig,
seine ein wenig an
Goethe erinnernde*



*die
das

und*

*Erscheinung (nicht ganz ungewollt!) ist wirkungsvoll und Respekt
gebietend. Während der Weltwirtschaftskrise ruft er 1931 im
Rundfunk die Deutschen dazu auf, angesichts der verbreiteten Not
den Mut nicht sinken zu lassen. „Die Herzen empor“, so lautet es
pathetisch. Der Dichterfürst hat natürlich gut reden. Er ist von
Entbehrungen nicht betroffen. Seit drei Jahrzehnten lebt er
abwechselnd in Agnetendorf (Haus Wiesenstein), auf Hiddensee, in
Berlin (wo er stets Gast im Hotel Adlon ist) und in den
Friedensjahren, meistens im Frühjahr, am Südrand der Alpen, in
Italien, aber auch weiter im Süden, auf Sizilien; besonders gern ist er
in Rapallo, nicht weit von Genua. Auch im Herbst zieht es ihn in
südliche Gefilde. „Mein Frühjahr muss früh, mein Herbst spät sein,
wenn Früchte reifen sollen“, notiert er einmal in sein Tagebuch. Am
glücklichsten ist er auf klassischem Boden Griechenlands. 1907
besucht er Olympia und schwärmt ähnlich, wie der junge Goethe
(Ganymed) oder Hermann Hesse (Knulp) schwärmen konnten: „Ich
liege auf olympischer Erde ausgestreckt ... und ich strecke die Arme
weit von mir aus und drücke mein Gesicht ... zärtlich zwischen die
Blumen in diese geliebte Erde hinein“*



Als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kommen, Bücher verbrennen und viele Schriftsteller Deutschland verlassen (z.B. Thomas Mann, Carl Zuckmayer und Bertolt Brecht), bleibt Gerhart Hauptmann. Während Ricarda Huch mit deutlichen Worten begründet, warum sie nicht länger der Preußischen Akademie der Künste angehören kann, unterschreibt Hauptmann die verlangte

Loyalitätserklärung. Überliefert sind seine Worte: „Ich gehe nicht ins Ausland, da ich ein alter Mann bin (71) und, an meine Heimat gebunden, nur hier schaffen kann.“ So behält er seinen gewohnten Lebensstil bei. Seine Werke dürfen weiterhin gedruckt werden. Allerdings mit Ausnahmen: Die Zensur wacht auch über Hauptmann, ändert Verfilmungen der Dramen „Vor Sonnenaufgang“ und „Der Biberpelz“ ab und verbietet eine Auflage der 1938/39 geschriebenen Erzählung „Der Schuss im Park“, weil darin eine Schwarze vorkommt. Ich habe selbst im Hauptmann-Museum Erkner den dort dokumentierten Briefwechsel zwischen Goebbels und dem Amt Rosenberg mit Interesse gelesen. Er macht deutlich, wie die Nazis versucht haben, Hauptmanns 80. Geburtstag 1942 möglichst unspektakulär feiern zu lassen, was ihnen jedoch nicht recht gelungen ist. Hauptmann selbst hat sich stets als unpolitischen Dichter und über den Parteien stehend betrachtet. Damit hat er allerdings auch niemals öffentlich gegen den Nationalsozialismus Stellung bezogen (wie z.B. Thomas Mann). Sein letztes großes Werk, die Atriden-Tetralogie, zeigt aber überdeutlich, dass er Ausbruch und Verlauf des 2. Weltkrieges als furchtbares Unheil empfunden hat, als die Entfesselung des Bösen. Im Februar 1945 wird er von den Loschwitz-Höhen aus, wo er eine Lungenentzündung ausheilen lassen möchte, Zeuge der Zerstörung seiner geliebten Stadt Dresden. Überliefert sind seine Worte: „Ich bin jetzt 83 Jahre alt und stehe mit meinem Vermächtnis vor Gott...Es ist die Bitte, Gott möge die Menschen mehr lieben, läutern und klären zu ihrem Heil als bisher.“ Als im Frühjahr die Rote Armee Agnetendorf besetzt, wird Hauptmann mit seinem Haus „Wiesenstein“ unter den besonderen Schutz der Militär-

Administration gestellt. Jedoch im Frühjahr 1946 drängen die Polen darauf, dass auch der Wiesenstein geräumt werden soll. Da es aber offensichtlich mit dem Leben des greisen Dichters zu Ende geht, zögert man mit dem Hinauswurf und Hauptmann kann am 6. Juni 1946 noch in seiner Heimat sterben. Einer der letzten Sätze von ihm soll gelautet haben: „Bin ich noch in meinem Hause?“ Erst sieben Wochen später wird er – wie er es gewünscht hat – in einer Franziskaner-Mönchskutte auf Hiddensee beigesetzt, wo heute noch ein Hauptmann-Museum und der Grabstein an ihn erinnern.

Bevor wir uns den meines Erachtens wichtigsten Dichtungen Hauptmanns zuwenden, möchte ich nach der Darstellung seines Lebenslaufes versuchen, sein Wesen, seine Ansichten und seine besonderen Fähigkeiten zu schildern.

Schon bei Vorträgen über andere berühmte Dichter wie Heinrich von Kleist, Franz Kafka oder Friedrich Dürrenmatt habe ich betont, dass es gewiss nicht wünschenswert ist, Eltern oder gar Partner solch außergewöhnlicher Menschen zu sein. Was Thomas Mann in seiner Novelle „Tonio Kröger“ 1903 geschrieben hat, gilt auch für den jungen Gerhart Hauptmann: „Er ging den Weg, den er gehen musste ... und wenn er irreging, so geschah es, weil es für etliche einen richtigen Weg überhaupt nicht gibt. Fragte man ihn, was in aller Welt er zu werden gedachte, so erteilte er wechselnde Auskunft, denn er pflegte zu sagen ..., dass er die Möglichkeiten zu tausend Daseinsformen in sich trage, zusammen mit dem heimlichen Bewusstsein, dass es im Grunde lauter Unmöglichkeiten seien.“ Als scheiternder Schüler fügt sich Hauptmann gut in das Schicksal der anderen beiden überragenden Schriftsteller des 20. Jahrhunderts: Thomas Mann und Hermann Hesse. So wenig der junge Thomas Mann sich zum Volontär einer Feuerversicherungsgesellschaft oder Hermann Hesse zum Mechaniker-Lehrling eignet, genauso wenig ist Gerhart Hauptmann der ideale Landwirtschaftseleve. Aber das Hineinschmecken ins Arbeitsleben fördert seine angeborene Gabe, Menschen zu beobachten, und führt zu ersten Versuchen, das Beobachtete sprachlich festzuhalten. Ganz andere Milieus lernt er durch den Besuch der Kunst- und Gewerbeschule in Breslau kennen, später als Hörer an den Universitäten Jena und Berlin, als Besucher der

Akademie auf der Brühlschen Terrasse in Dresden, durch seine Verbindung mit der vermögenden Kaufmannstochter Marie Thienemann, die ihm Reisen ans Mittelmeer und die Bildhauerausbildung in Rom ermöglicht, welche mit dem Zerschlagen seiner Kolossalstatue eines germanischen Kriegers abrupt endet. Eine Zeitlang nimmt er Schauspielunterricht, wird Mitglied des Berliner Dichtervereins „Durch“ und lernt so die zunächst theoretischen Bestrebungen zur Erneuerung der Literatur kennen, die darauf zielen, den Elfenbeinturm zu verlassen mit seiner epigonenhaften Nachahmung der Klassiker und sich dem wirklichen Leben zuzuwenden, vor allem den im sozialen Elend lebenden Massen von Land- und Industriearbeitern. Während der vier Jahre in Erkner (1885-1889) beobachtet er z.B. das Leben eines Bahnwärters und einer Waschfrau, was ihn zu der novellistischen Studie „Bahnwärter Thiel“ und der Diebskomödie „Der Biberpelz“ inspiriert. Hauptmann macht sich auf seinen Streifzügen Notizen, nicht nur über die Menschen, deren Alltagssprache er genauestens studiert, sondern auch über die Natur und ihre wechselvollen Stimmungen. Was das richtige Erfassen und Wiedergeben der Dialekte betrifft, weiß ich keinen Dichter zu nennen, der es so perfekt verstanden hat wie Gerhart Hauptmann, jedenfalls was das Schlesische (das er durch seine Dichtungen vor dem Untergang bewahrt hat) betrifft, das Sächsische (das er in Dresden kennenlernt) und das Berlinerische. Als in Berlin Aufgewachsener kann ich bestätigen, dass bei Hauptmann alles stimmt – im Unterschied z.B. zu Carl Zuckmayer, der als Mainzer das Berlinerische in seinem „Hauptmann von Köpenick“ verwendet und dabei oft danebengreift.

So intensiv Hauptmann die märkische Wald- und Seenlandschaft um Erkner herum in sich aufnimmt, so glücklich er in Italien, Griechenland und später auf der Insel Hiddensee sein kann, über alles geht ihm doch seine schlesische Heimat. Ihr fühlt er sich „von ganzem Gemüt gehörend“. Was er nach Möglichkeit vermeidet, das ist das Leben in den großen Städten. Aus seinen Jahren in Erkner stammt die Erinnerung: „Das ungeheure Lebewesen und Sterbewesen Berlin war mir alpartig gegenwärtig. Trat ich des Abends vor das Haus, so sah ich im Westen bei klarer Luft den

Widerschein der Riesin blutrot am Himmel, ... die wilden, schmerzlichen Verknäuelungen ihres Innern, ...das wimmelnde Leben der Weltstadt.“

Bevor Marie Thienemann den jungen Hauptmann aus allen materiellen Sorgen erlöst, lernt er bittere Armut am eigenen Leibe kennen. Es sind die frühen achtziger Jahre in Breslau, das sich bereits zur Großstadt entwickelt hat, wo der Kunstschüler Hauptmann mit einem Monatswechsel auskommen muss, der gerade für die Miete eines Zimmers reicht, das er sich mit einem Mitschüler teilt. In seiner Verzweiflung bittet er sogar gelegentlich. Später hat er darüber berichtet. „Mitunter stand ich frierend, ohne Paletot, von oben bis unten durchnässt, mit durchgelaufenen Sohlen, im Straßenschlamm vor dem Schaufenster eines Wurstladens, die halberfrorenen Hände in die Taschen meines fadenscheinigen Röckchens vergraben, und überlegte, ob mir die Schlachterfrau wohl für zehn Pfennig Knoblauchwurst mit Semmel auf Borg geben würde.“ Solche Erlebnisse werden Gerhart Hauptmann später befähigen, die entsetzlichste Not wahrheitsgetreu darzustellen, zum Beispiel in seinem Drama „Die Weber“.

Während der leibliche Hunger im Leben Hauptmanns nicht viel mehr als eine Episode ist, wenn man einmal die 84 Jahre veranschlagt, die es währt, kann man ohne Übertreibung sagen, dass der Hunger des Geistes bis zu seinem Tode andauert und der Drang, sich zu bilden und immer aufs Neue sich anregen zu lassen, niemals nachlässt. Hauptmann ist Autodidakt, der sein Wissen nicht der Schule verdankt, sondern den eigenen Interessen, die durch zahllose persönliche Kontakte mit wichtigen Zeitgenossen verstärkt werden. Dabei bleibt Hauptmann ein Mann der Gegensätze. Vielleicht hat vor allem dies ihn zum größten Dramatiker – zumindest seiner Zeit – gemacht. Lebenslang zehrt er von der Bindung an die schlesische Heimat, doch ständig braucht er die Ortsveränderung in den Süden, nach Italien, in den Norden, an die Ostsee, oder auch in die Theaterwelt Berlins. Während er als Jugendlicher in Breslau gemeinsam mit seinem Bruder Carl davon träumt, in Amerika eine sozialistische Gesellschaft zu gründen, zugleich einem pangermanischen Geheimbund angehört mit bei Felix Dahn angelesenen Blutsbrüderschaftsgebräuchen, erwacht

bereits die Begeisterung für das klassische Griechenland. Das schließt wiederum nicht aus, dass er in Jena Vorlesungen Ernst Haeckels hört, der die Evolutionstheorie von Charles Darwin mit seinem Buch „Die Welträtsel“ in Deutschland populär macht. Die Fortschritts- und Wissenschaftsgläubigkeit eines Haeckel hindert Hauptmann aber nicht daran, sich mit der weltverneinenden Philosophie Arthur Schopenhauers auseinanderzusetzen, dessen von Christentum und Buddhismus gespeiste Mitleidsethik ihn entscheidend prägt und sozialistischen Utopien entfremden wird. Dies und die intensive Beschäftigung mit der klassischen Tragödie sowie Shakespeares Dramen, vor allem mit dessen „Hamlet“, trägt wesentlich dazu bei, dass Hauptmann zum großen Dichter des Tragischen wird. Dabei lässt er sich von keiner literarischen Doktrin vereinnahmen, weder vom Naturalismus, als dessen bedeutendster Exponent er doch gilt – zumindest in Deutschland – noch später von der Neuromantik oder dem Expressionismus. Auf seinen Ausspruch „Was ging mich das Geschwätz vom Naturalismus an?“ wurde bereits hingewiesen. Alles Theoretisieren liegt Hauptmann nicht. Goethes berühmter Ausspruch „Bilde Künstler, rede nicht“ hätte von Hauptmann stammen können. Als er 1887 in Breslau wegen angeblicher Geheimbündelei vor Gericht geladen und gefragt wird (noch gilt Bismarcks Sozialistengesetz), ob er Sozialist sei, antwortet er: „Ich habe immer nur meine eigenen Ansichten und teile daher niemals die von irgendeinem anderen.“

In seinen Dichtungen geht es Hauptmann nicht um Ideen, Tendenzen und Probleme, sondern darum, den Menschen in seiner konkreten Situation, in seiner Not und Verlassenheit darzustellen. Mit der Kunst sei es vorbei, sobald sie Parteizwecken diene. Wie wahr! Man denke zum Beispiel an manche Werke des Stückeschreibers Bertolt Brecht. Als Dichter umkreist Hauptmann das Unsagbare, drängt das Geschehen in seinen Tragödien bis dorthin, „wo der Mensch in seiner Qual verstummt“, um mit Goethe zu sprechen. So ist Hauptmann auch derjenige Schriftsteller, der Traum und Entrückungszustände einbezieht und den leidenden Menschen sprachlos werden oder nur noch stammeln lässt wie den alten Baumert in den „Webern“: „Nu ja ja – nu nee nee“. Der Schlesier Gerhart Hauptmann ist in der Tradition eines Jakob

Böhme auch ein Mystiker, der den Menschen als Ausgelieferten an unbegreifliche Schicksalsmächte zeigt inmitten eines blinden, vernunftlosen, chaotischen Lebens, handelnd im Wahn oder im Rausch, getrieben von unerfüllter Sehnsucht. Trotzdem ist Hauptmann nicht zum Nihilisten geworden. Zeitlebens bleibt er der Gottsucher und der von Christus Inspirierte, der schon lange vor seinem Tod wünscht, in einer Mönchskutte mit dem neuen Testament auf der Brust begraben zu werden.

Kommen wir nun zu Hauptmanns Werken. In Anbetracht der Vielseitigkeit und der Mehrschichtigkeit Hauptmanns sind die 40 Dramen, 23 Erzählungen, Romane, Essays und Gedichte (auch für Hauptmann gilt Thomas Manns Satz von der täglich zu schreibenden Manuskriptseite) auf keinen gemeinsamen Nenner zu bringen. Wie bereits angekündigt, werde ich mich auf die wichtigsten „naturalistischen“ Dichtungen beschränken. „Fuhrmann Henschel“, „Die Weber“ und vor allem „Der Biberpelz“ werden noch gelegentlich aufgeführt – anlässlich des 150. Geburtstages vielleicht sogar etwas häufiger als sonst; vielleicht können Sie ja einmal eine Inszenierung erleben und dann selbst erfahren, wie Bühnenwirksam Hauptmanns Dramen auch heute noch sind.

Verein Freie Bühne.

Sonntag, den 20. October 1889.

Vor Sonnenaufgang.

Soziales Drama in fünf Aufzügen von Gerhart Hauptmann.

Krause, Bauerngutsbesitzer	Hans Pagay.
Frau Krause, seine zweite Frau	Louise von Pöllnitz.
Helene, Krause's Tochter erster Ehe	Elfa Lehmann.
Hoffmann, Ingenieur, verheiratet mit Krause's anderer Tochter erster Ehe	Gustav Kadelburg.
Wilhelm Rahl, Neffe der Frau Krause	Carl Stallmann.
Frau Spiller, Gesellschaftlerin bei Frau Krause	Ida Stagemann.
Alfred Kold	Theodor Brandt.
Dr. Schimmelstjennig	Franz Guthery.
Reiß, Arbeitsmann auf Krause's Gut	Paul Pauly.
Gutle, Kiese, Marie, } Mägde auf Krause's Gut	Sophie Berg. Clara Hayn. Antonie Siegler.
Baer, genannt Hopslabaer	Ferdinand Meyer.
Eduard, Hoffmann's Diener	Edmund Schmaßow.
Miele, Hausmädchen bei Frau Krause	Helene Schüle.
Die Kutscherfrau	Marie Gandra.
Golisch, genannt Gofsch, Kuhjunge	Georg Baselt.

Ort der Handlung: ein Dorf in Schlesien.

Regie: Hans Meery.

Nach dem ersten Akt findet eine Pause statt.

Beginnen wir also mit dem Drama, das Hauptmann mit einem Schlage berühmt gemacht und einen der größten Theaterskandale ausgelöst hat, mit dem Stück „Vor Sonnenaufgang“. Worum geht es? Hauptmann führt uns ins schlesische Bergbaugebiet, wo durch Kohlefunde manche Kleinbauern sozusagen über Nacht so reich geworden sind, dass sie den Verlockungen des Geldes nicht gewachsen sind und durch Prunk- und Trunksucht verdorben werden. Hauptmann lässt im Haus

des Kohlebauern Krause zwei ehemalige Studienfreunde nach vielen Jahren wieder zusammentreffen. Der eine, Hoffmann, hat aus finanziellen Gründen in die Familie Krause eingeheiratet und ist mit dem erworbenen Vermögen als Ingenieur zum Herrn des Kohlereviers aufgestiegen, zum Industriekapitän, der durch skrupellose Ausbeutung der Bergarbeiter sein Kapital vermehrt und den Lebensstil eines Kohlebarons angenommen hat. Der andere ist Loth. Er ist der Typus des idealistischen Weltverbesserers, der gekommen ist, das Elend der Bergarbeiter zu erforschen und dazu an Ort und Stelle Material zu sammeln. Als Mann der Wissenschaft ist er überzeugter Anti-Alkoholiker, denn für ihn steht fest, dass die Trunksucht vererbt wird und dass das Übel des Alkoholismus auf keinen Fall seine eigenen Nachkommen erfassen darf. Wie schlimm es um die Familie Krause steht, darüber bleibt Loth zunächst im Unklaren. Der betrunkene Vater Krause ist abwesend, seine Frau spielt die vornehme Dame und Hoffmann gibt sich weltmännisch zuvorkommend, um nur ja nicht schlecht vor Loth zu erscheinen und von ihm womöglich öffentlich kritisiert zu werden. Bald ist Loth völlig eingenommen von der jüngeren Tochter, Helene, die, noch unverheiratet, ihn bewundert. Denn er erscheint ihr als aufrechter Kämpfer gegen das soziale Elend und die vielen Lügen des täglichen Lebens, als ein Mann, der den Mut hat, sich zu seinen Ansichten auch freimütig zu bekennen. Bald wird aus der Bewunderung Liebe und Helene sieht zunehmend in Loth den Mann, der sie aus ihrer schrecklichen Lage befreien kann. Sie soll nämlich den Rohling Kahl heiraten, der eine sexuelle Beziehung zu ihrer Mutter hat. Der Schwager Hoffmann stellt ihr nach und der eigene Vater hat sich in seinem Alkoholrausch ihr vergreifen wollen. In einem herrnhutischen Internat hat sie eine reine Welt kennengelernt, nach der sie sich zurücksehnt und zu der sie Loth führen könnte. Auch Loth verliebt sich zunehmend in Helene und ist übergelukkig, als diese ihm schließlich ihre Zuneigung offenbart. Er hat das Gefühl, mit Helenes Liebe ein neues Dasein zu beginnen und erkennt, wie öde und leer sein bisheriges Leben ohne die Liebe gewesen ist. So verspricht er begeistert Helene, sie zu heiraten, sie nie zu verlassen, sie immer zu lieben und so bald wie möglich mit ihr fortzugehen.

Dann aber kommt im letzten Akt die große Wende. Für Helene bedeutet sie die Katastrophe. Als Loth von dem Dorfarzt, der ebenfalls sein Studienfreund gewesen ist, erfährt, wie es um Helenes Vater steht, und dass die Trunksucht unweigerlich auf Helene vererbt wird, da beschließt er, die Beziehung sofort zu beenden. Er schreibt einen Abschiedsbrief und verlässt das Haus, ohne Helene noch einmal zu begegnen. Damit treibt er Helene, deren einzige Hoffnung gesunken ist, in den Tod. Sie ergreift einen Hirschfänger und ersticht sich in genau dem Augenblick, als der betrunkene Vater heimkommt, torkelnd und lallend, was er doch für hübsche Töchter habe.

Für den konsequenten Naturalismus stand fest: Jeder Mensch ist festgelegt (determiniert) durch Milieu und Vererbung. Von diesem Standpunkt aus hätte Loth richtig gehandelt, verantwortungsvoll besorgt um gesunde Nachkommen. Aber: Wenn korrektes Verhalten nur durch eine geradezu empörende Konsequenz wie bei Loth erreicht werden kann, wird dann nicht das ganze naturalistische Programm problematisch? Was Loth fehlt, das ist die Liebe im Schopenhauerschen Sinne des Mit-Leidens. Der Weltverbesserer Loth erweist sich als knochenharter Egoist, als Unmensch, der durch sein Handeln ja auch sein eigenes Glück zerstört. Mit dem Schluss seines Erstlings „Vor Sonnenaufgang“ warnt Hauptmann vor allen ideologisch motivierten, womöglich fanatischen Menschheitsbeglückern, die buchstäblich über Leichen zu gehen bereit sind, um ihren Zielen treu zu bleiben. Das 20. Jahrhundert sollte dazu verheerenden Anschauungsunterricht bieten. Kommunistische Utopien, Eugenik und Rassenwahn haben millionenfachen Tod gebracht.

Warum aber wird „Vor Sonnenaufgang“ zum Theaterskandal? Zunächst: Heute sind wir ganz anderen „Tobak“ gewöhnt. Uns bringt so leicht nichts aus der Fassung. Ohne Derbheiten, vor allem ohne Sex, wobei es kaum noch Tabus gibt, erscheinen den meisten Zuschauern Filme und Theaterabende ohne „Pep“, also eher langweilig. Das ist im ausgehenden 19. Jahrhundert ganz anders. Verse wie die folgenden von Ernst von Wildenbruch mögen das belegen (sein Vater war ein „natürlicher Sohn“ des 1806 gefallenen preußischen Prinzen Louis Ferdinand, in dessen Schloss Bellevue heute der Bundespräsident residiert). Wildenbruchs Drama „Die

Quitows“wird in Berlin 1888 bis 1890 über hundertmal aufgeführt; es entspricht genau dem Geschmack der Zeit:

*„Sieh diese Träne – wie ein Tropfen Blut
aus deinem Herzen quillt sie dir vom Auge -
so trink ich sie im Kuss und so bewahr ich
in mir dein heiliges geliebtes Herz.“*

In Hauptmanns Drama „Vor Sonnenaufgang“ will im 2. Akt Frau Krause die Magd fortjagen, weil sie die Nacht mit dem Großknecht verbracht hat. Und das klingt so: „Doas Loaster vu Froovulk! Marie! Ma-rie!! Unter menn Dache? Weg muuß doas Froovulk! (Die heulende Magd vor sich hertreibend, aus dem Stall.) Du Hurenfroovulk du! (Die Magd heult stärker.) Uuf der Stelle naus! Sich deine sieba Sacha z’samma und dann naus!“

Der Geschmack der Zeit ist geprägt durch Zeitschriften wie „Die Gartenlaube“, die man in bürgerlichen Häusern abonniert hat so wie heute vielleicht „Readers Digest“. Als bei der Uraufführung 1889 zu Beginn des 2. Aktes der betrunkene Vater Krause lüstern nach seiner Tochter Helene grapscht, ertönt der Schrei eines empörten Zuschauers: „Sind wir denn hier in einem Bordell oder in einem Theater?“ Noch nicht erwähnt habe ich, dass Helenes ältere Schwester Martha, Hoffmanns Frau, kurz vor der Entbindung steht und gegen Ende ein totes Kind gebiert. Um diesen damals mit absoluter Diskretion behandelten Vorgang, bei dem außer dem Arzt ein Mann nichts verloren hatte, zu befördern, wirft mitten im Stück ein Gynokologe seine Geburtszange auf die Bühne, woraufhin ein riesiger Tumult ausbricht, so dass man nur mit Mühe zu Ende spielen kann.

Aber das Interesse an dem jungen Autor Gerhart Hauptmann ist geweckt, gerade wegen der höchst unterschiedlichen Pressestimmen, die der Uraufführung folgen. „Hier ist der reinste Schmutz“, heißt es im „Reichsboten“ und der Kladderadatsch“ bringt eine Karikatur, die das veranschaulicht. Der Bürger hält sich die Nase zu und sucht schleunigst das Weite. Aber in der liberalen „Täglichen Rundschau“ gibt es auch anerkennende Worte, vor allem für Hauptmanns Sprache, die „so köstlich frisch, natürlich und

lebensvoll ist, wie es das Wesen des Dramas erlaubt. Das schönste Urteil formuliert der alte Fontane. Er lobt den Griff „hinein ins volle Menschenleben ,... die kunstvolle Schlichtheit der Sprache, die Gabe der Charakterisierung.“ Hauptmann sei „Die Erfüllung Ibsens, ... ein stilvoller Realist, d.h. von Anfang bis Ende derselbe“.

Wie schon gesagt, es wird noch lange dauern, bis Hauptmanns Kunst allgemeine Anerkennung findet. Erst die schreckliche Erfahrung des Ersten Weltkrieges und die damit verbundenen geistigen Erschütterungen und revolutionären Veränderungen werden Hauptmann wirklich zum Durchbruch verhelfen und ihn zu einem Klassiker machen, der vor allem für den Deutschunterricht an den höheren Schulen geeignet ist. Dies trifft auch heute noch zu, und zwar mit Recht, vor allem, wenn man die Dichtungen betrachtet, denen wir uns nun zuwenden wollen, und die ich neben der Tragödie „Fuhrmann Henschel“ und der Diebskomödie „Der Biberpelz“ für seine beste halte: die novellistische Studie „Bahnwärter Thiel“ und das Drama „Die Weber.“

Zunächst zum „Bahnwärter Thiel: Hauptmann zeigt das Hereinbrechen des Triebhaften, des Zwanghaften, Zerstörerischen, Dämonischen und Irrationalen in das schlichte, wohlgeordnete Leben eines Bahnwärters, das in die Katastrophe führt. Thiel zerbricht an den Gegensätzen, am Kontrast von Vergeistigung und Leidenschaft, von Waldeinsamkeit und bedrohlicher Technik und an der Unmöglichkeit, sein Leben aufzuteilen in einen Bereich sinnlichen Ehelebens mit Lene, seiner zweiten Frau, und einen davon getrennten geheiligten Bereich der Erinnerung an seine verstorbene Frau Minna, der Mutter seines kleinen Söhnchen Tobias, das er über die Maßen liebt, für das er aber nur unzureichend sorgen kann. Wie in dem Drama „Woyzeck“ bei Georg Büchner, den Hauptmann wiederentdeckt, geht es auch bei ihm um einen passiven Helden, an dem sich Schicksal ereignet, der Kräften ausgeliefert ist, die er weder begreifen noch beeinflussen kann. Und wie Woyzeck bei Büchner wird Thiel zum Mörder wider Willen, obwohl er doch von Natur aus ein ruhiger, gewissenhafter und wohlmeinend-gutmütiger Mensch ist. Während Thiel mit Minna, die kurz nach der Geburt des Tobias stirbt, weitgehend in einer Art von vergeistigter Liebe verbunden gewesen ist, gerät er Lene gegenüber „durch die

Macht roher Triebe“ in deren Abhängigkeit. So kann er es auch nicht verhindern, dass Lene, als sie nach einiger Zeit selbst einen Sohn gebiert, diesen dem Tobias ständig vorzieht. Tobias wird stiefmütterlich behandelt, oft sogar misshandelt. Das Unglück, das sich eines Tages ereignet und zum Tod des kleinen Tobias führen wird, bereitet Hauptmann stimmungsmäßig vor, indem er die Eisenbahnstrecke schildert und den Kontrast vorbeidonnernder Züge zur sonst herrschenden Stille in der Natur herausarbeitet. Und das hört sich so an:

„Ein Keuchen und Brausen schwoll stoßweise fernher durch die Luft. Dann plötzlich zerriss die Stille. Ein rasendes Tosen und Toben erfüllte den Raum, die Geleise bogen sich, die Erde zitterte – ein starker Luftdruck – eine Wolke von Staub, Dampf und Qualm, und das schwarze, schnaubende Ungetüm war vorüber. So wie sie anwuchsen, starben nach und nach die Geräusche. Der Dunst verzog sich. Zum Punkte eingeschrumpft, schwand der Zug in die Ferne, und das alte heilige Schweigen schlug über dem Waldwinkel zusammen.“

Das Schreckliche ereignet sich, als Lene eines Tages mit den beiden Kindern zum Bahnwärterhäuschen mitkommt, um ein kleines Grundstück, das Thiel am Bahnübergang zur Nutzung überlassen worden ist, für den Anbau von Kartoffeln vorzubereiten. Weil sie nicht auf ihn aufpasst, gerät Tobias unter einen vorbeifahrenden Zug; jede Hilfe ist zwecklos; Tobias stirbt. Beim Anblick des toten Kindes versinkt Thiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kommt, ist er nicht mehr Herr seiner selbst. Aus dem Unterbewusstsein heraus entsteht in ihm mehr und mehr die Absicht, Lene und ihr Kind zu töten. Wie Woyzeck von inneren Stimmen dazu getrieben wird, seine Marie umzubringen, genauso ergeht es auch Thiel mit Lene. Ein zur Tat drängender Dialog spielt sich in seinem Innern ab: „Gib ihn wieder – er ist braun und blau geschlagen – ja, ja – gut – ich will sie wieder braun und blau schlagen ..., und da will ich mit dem Beil – Küchenbeil – mit dem Küchenbeil will ich sie schlagen, und da wird sie verrecken.“ Dann sinkt Thiel wieder in Bewusstlosigkeit. Man muss ihn auf einer Bahre heimtragen. Lene folgt mit ihrem Kind. Der Bewusstlose röchelt von Zeit zu Zeit, beginnt zu phantasieren, ballt dabei mehrmals die Fäuste. Zu Hause wacht Lene neben ihm,

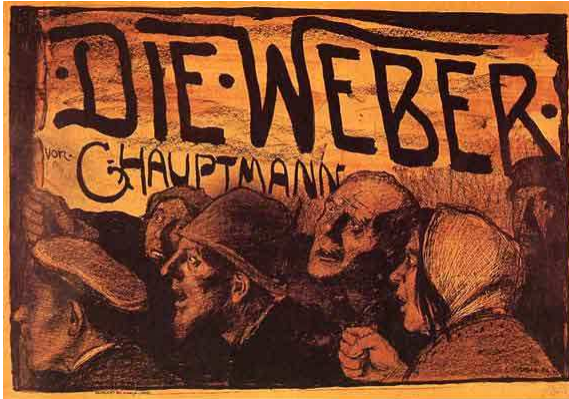
wird dann aber vom Schlaf übermannt. Als nach einigen Stunden Männer mit der Leiche des kleinen Tobias eintreffen, steht die Haustür weit offen; beim Schein eines Lichtes entdecken sie eine grauenvolle Verwüstung. Hören wir in Ausschnitten den Schluss der Erzählung:

„'Mord! Mord!' Lene lag in ihrem Blut, das Gesicht unkenntlich, mit zerschlagener Hirnschale. ‚Er hat seine Frau ermordet, er hat seine Frau ermordet!‘ Kopflös lief man umher. Die Nachbarn kamen, einer stieß an die Wiege. ‚Heiliger Himmel!‘ Und er fuhr zurück, bleich, mit entsetzensstarrtem Blick. Da lag das Kind mit durchschnittenem Halse. Der Wärter war verschwunden.“

Man findet Thiel erst am folgenden Tag, genau an der Stelle sitzend, wo Tobias überfahren worden ist. Fragen, die man an ihn richtet, offenbaren rasch, dass man es mit einem Irrsinnigen zu tun hat. Thiel wird abtransportiert, wozu man ihm, weil er um sich schlägt und nicht von der Stelle weichen will, Hände und Füße binden muss. Ein Gendarm überwacht die Überführung ins Berliner Untersuchungs-gefängnis. Bereits am folgenden Tag wird Thiel in die Irrenabteilung der Charité eingeliefert.

Liebe Zuhörer! Schon an den beiden besprochenen Werken „Vor Sonnenaufgang“ und „Bahnwärter Thiel“ ist Hauptmanns Mitgefühl spürbar geworden, das Mitgefühl mit den im Unglück, ja in der Katastrophe endenden passiven Helden, die ihr Schicksal erleiden müssen, Helene und Thiel. Bereits in „Vor Sonnenaufgang“ ist angeklungen, dass ganze Menschengruppen mit den Veränderungen nicht fertig geworden sind, die der Übergang zur Industriegesellschaft mit sich gebracht hat, nämlich die zu plötzlich reich gewordenen Bauern im schlesischen Kohlerevier auf der einen und die elend ausgebeuteten Bergarbeiter auf der anderen Seite. Und im „Bahnwärter Thiel“ ist es der unentrinnbare Zwang, der von der modernen Technik ausgeht, von den vorbeidonnernden Schnellzügen, die die Stille der Natur zerreißen und dem Bahnwärter das Liebste, was er hat, töten, seinen kleinen Tobias. Aber bei allem Hinweis auf soziale Probleme und Nöte: es sind noch

Hauptpersonen, an denen sich das Geschehen vollzieht: Loth und Helene, Thiel und seine zweite Frau Lene.



Mit seinem berühmtesten Drama „Die Weber“ schreibt Hauptmann das erste Stück ohne Helden im herkömmlichen Sinn, das erste Massendrama der deutschen Literatur. Als Künstler reizt ihn die Aufgabe, ein soziales Drama zu schaffen, von dem er später einmal sagen wird, es habe quasi

in der Luft gelegen. Aber der wichtigste Impuls ist das Mitleid mit den auch zu seiner Zeit noch bitterste Not leidenden Webern im schlesischen Eulengebirge. Hauptmann, der 1891 bis 1893 in Schreiberhau im Riesengebirge lebt, unternimmt von dort aus Studienfahrten zu den Schauplätzen der Weberunruhen von 1844, nach Peterswaldau, Kaschbach und Langenbielau. Später hat er darüber berichtet: „Was ich in den versprengten Hütten, deren Verfall erschrecklich war, zu sehen bekam, war eben, was ich zu sehen erwartete. ... Der Menschheit ganzer Jammer, wie man sagt, fasste mich ... an. Ich hatte in dieser Beziehung ... schon vieles gesehen. ... Was sich in diesen Weberhütten enthüllte, war – ich möchte sagen: das Elend in seiner klassischen Gestalt.“

Hauptmann ist empört, dass „das Elend ... in einer Menschengemeinschaft von durchgängig höherer Lebenshaltung ungehindert so grausam wüten darf“. Deshalb möchte er nicht nur das historische Geschehen des Weberaufstandes von 1844 darstellen, das den Dichter Heinrich Heine zu seinem berühmten Weberlied inspiriert hat, in dem es heißt: „Deutschland, wir weben dein Leichentuch, wir weben hinein den dreifachen Fluch – wir weben, wir weben.“ Vielmehr will er die Reichen im Innersten so betroffen machen, dass ihr „tatkraftiges Mitleid“ geweckt werde. Ihn selbst habe der „Gedanke an das Elend der Massen ... so gepeinigt, dass er nicht in Ruhe habe essen können.“ Hinzu kommt noch ein persönlicher Bezug zu den armen Webern: Hauptmanns Großvater hat in jungen Jahren selbst noch – wie die Geschilderten – hinterm Webstuhl gegessen. Deshalb widmet Hauptmann das Drama seinem

Vater, der ihm davon berichtet hat, und fügt hinzu, diese Erzählungen seien der Keim seiner Dichtung geworden.

Nun zum Drama selbst. So wie es keinen bestimmten Helden hat, so wenig enthält es eine konsequent fortschreitende Handlung. Der Schauplatz wechselt von dem Raum im 1. Akt, in dem die Weber das fertige Gewebe abliefern, zum armseligen Stübchen im Haus des Webers Ansorge im 2. Akt, dann zur Schenkstube im 3. Akt, in der auch Menschen zusammenkommen, die keine Weber sind, schließlich im 4. Akt zur Villa des Fabrikanten Dreißiger und im letzten Akt nach Langenbielau in das Weberstübchen des alten Hilse. Ganz ungewöhnlich ist es, dass mit Vater Hilse und seiner Familie noch gegen Ende des Dramas bisher unbekannte Personen eingeführt werden. Aufs Ganze gesehen, zeigt uns Hauptmann einen Querschnitt durch die Gesellschaft, indem möglichst alle sozialen Stufen vorkommen. Von oben nach unten betrachtet, geht es vom Fabrikanten Dreißiger und seiner Frau (Besitzbürger) über Pastor Kittelhaus und Theologiekandidat Weinhold (Bildungsbürger) zum Schenkwirt Welzel, Schmied Wittig, Gendarm Kutsche (Kleinunternehmer, Handwerker, kleiner Beamter), Expedient Pfeiffer (Angestellter) und schließlich über den Lumpensammler Hornig zu den Webern. In der Wirtsstube tritt noch – sozusagen als besondere Kategorie – ein Reisender auf, der die Außenperspektive auf die Lage der Weber ermöglicht und zeigt, wie deren Not in der Öffentlichkeit wahrgenommen und kommentiert wird – bis hinauf zum König. Auch wird auf die adlige Herrschaft hingewiesen, über die der alte Baumert klagt: „Die zieht uns’s Leder egel ganz ieber de Ohren runter. Da muss ma entrichten Schutzgelder, Spinn gelder, Naturalleistungen, da muss ma umsonste Gänge laufen und Howearbeit tun, ob ma will oder nich.“ Und Weber Ansorge fügt hinzu: „S’is halt aso: was uns d’r Fabrikante iebrich lässt, das holt uns d’r Edelman vollends aus d’r Tasche.“

Die Masse der Weber wird gleich zu Beginn beschrieben als „in der Mehrzahl flachbrüstige, hüstelnde, ärmliche Menschen mit schmutzigblasser Gesichtsfarbe: Geschöpfe des Webstuhls, deren Knie infolge vielen Sitzens gekrümmt sind.“ Herausragen tut nur Bäcker als junger ausnahmsweise starker Weber, der sich ungezwungen, fast frech gibt. Er wird zusammen mit Moritz Jäger

die Weber zum Aufstand anstacheln. Moritz Jäger, der übrigens auch Weber gewesen ist, aber, wie Mutter Baumert sagt, der reine „Nischtegutts ..., nich fer was Gescheuts zu gebrauchen, du konntst doch kee Strähnl hintereinander abhaspeln“ – dieser Moritz Jäger ist beim Militär gewesen und zurückgekommen als „strammer, rotbäckiger Reservist, ganze Kleider und Schuhe auf dem Leibe, ein sauberes Hemd dazu.“ Die meisten Weber haben gar nicht die Kraft und den Mut zur Aufsässigkeit. Gleich zu Beginn heißt es über sie: „Allen haftet etwas Gedrücktes, dem Allmosenempfänger Eigentümliches an, der, von Demütigung zu Demütigung schreitend, im Bewusstsein, nur geduldet zu sein, sich so klein als möglich zu machen gewohnt ist. Dazu kommt ein starrer Zug resultatlosen Grübelns in allen Mienen.“ Hauptmann sieht es völlig richtig, dass zur Empörung und schließlich zum Aufstand eine kräftige körperliche Verfassung die Voraussetzung ist. Bei Moritz Jäger, der ja von der Webernot gar nicht betroffen ist, kommt noch etwas Entscheidendes hinzu: Er, der doch als dummer Versager unter den Webern gegolten hat, will nun durch übertriebene Forschheit und Spendierfreudigkeit das eigene unrühmliche Bild, das er bei den Webern als Tunichtgut hinterlassen hat, auslöschen und überkompensiert durch seinen Drang, zusammen mit Bäcker Anführer der Weber gegen ihre Peiniger zu werden. Mit Moritz Jäger macht Hauptmann deutlich, dass bei jeder noch so berechtigten und verständlichen Erhebung sofort auch andere Interessen ins Spiel kommen und sich mit den reinen Motiven vermischen. Schon daran lässt sich erkennen, dass Gerhart Hauptmann kein politisch engagierter Schriftsteller gewesen ist, etwa im Sinne des Marxismus, der die Revolution verherrlichen will – so wie es später Bertolt Brecht getan hat. Hauptmann malt nicht schwarz-weiß, wie es ein kämpferischer Stückeschreiber tun würde. Vielmehr zeigt er das Leben, wie es wirklich ist, und beleuchtet den Weberaufstand von allen Seiten. So stellt er zum Beispiel auch die Sicht es Fabrikanten Dreißiger dar und lässt ihn erklären, dass auch der Unternehmer es nicht leicht hat.

Nun aber ein kurzer Abriss der Handlung des Weberdramas: Wie schon erwähnt, sind die Weber zu Beginn dabei, ihr Gewebe in Dreißigers Haus abzuliefern und den kargen Lohn dafür zu

empfangen. Expedient Pfeiffer, selbst ehemaliger Weber und nun Angestellter bei Dreißiger, prüft kleinlich jedes vorgelegte Stück und gibt sich zugeknöpft, was den festzulegenden Betrag betrifft, den er dem Lehrling barsch zuruft. Vorschuss, um den ihn mehrere Weber bitten, verweigert er mit dem Spruch: Wer gut webt, der gut lebt. Die Klagen der Weber tut er mit dem Satz ab, das sei „a Gejesere“. Nur Bäcker lässt sich Pfeiffers Ton nicht bieten und auch von dem herzu gerufenen Herrn Dreißiger nicht einschüchtern. Und als während der Auseinandersetzung ein Kind ohnmächtig zu Boden fällt, der Fabrikant nach Wasser ruft und über den Unverstand klagt, dass man ein Kind hergeschickt hat, statt selbst mit der Ware zu kommen, ruft Bäcker in die entstandene Stille hinein: „Gebt’n ock was zu fressen, da wird a schonn zu sich kommen.“

Im 2. Akt lernen wir das Zuhause des Webers Baumert kennen: eine ärmliche, verräucherte Stube. Die beiden Töchter sind an sich noch jung, aber die eine ist bereits Witwe mit einem vierjährigen Jungen; sie arbeiten an Webstühlen. Baumerts Frau, „eine kontrakte Alte, abgemagert zum Skelett“, hat ein Spulrad vor sich. An den Wänden hängen grell getuschte Heiligenbilder; Kartoffelschalen sind zum Dörren auf Zeitungspapier ausgebreitet. Baumert kommt, begleitet von Moritz Jäger, zurück vom Abliefern der Ware bei Dreißiger. Mutter Baumert kann es kaum fassen, wie gut es dem „Nischtegutt“ Jäger geht, und der stellt fest: „Da leben ja in a Städten de Hunde noch besser wie ihr.“ A propos Hunde: Der alte Baumert hat seinen Hund schlachten lassen; nun wird er gebraten, Moritz Jäger spendiert Schnaps und so kommt sozusagen eine gehobene Stimmung auf. Moritz, der doch wisse, wie es in der Welt zugehe, solle einmal sagen, ob es keine Hilfe für die Weber gebe. „Moritz, du bist unser Mann. Du kannst lesen und schreiben. Du weest’s wie’s um de Weber bestellt is. Du hast a Herze fer de arme Weberbevelkerung. Du sollt’st unsere Sache amal in de Hand nehmen dahier.“ Der aber macht sich lustig über die Vorschläge der Weber, man müsste mal an den König schreiben, im übrigen komme das ganze Elend davon, dass „d’r hohe Stand gloobt nimehr a keen Herrgott und keen Teiwel och nich.“ Statt dessen sollte man mal den Fabrikanten einen richtigen Krach machen. „Da wird’s bald aus een’n ganz andern Loch feifen dahier. Wenn die ock sehn, dass ma

Krien hat, da ziehn se bald Leine. Die Betbrieder kenn ich! Das sein gar feige Luder.“ Und dann erzählt er, wie er mit dem roten Bäcker zusammen Dreißiger provoziert hat, indem sie das Lied vom Blutgericht vor seinem Haus gesungen haben:

„Hier im Ort ist ein Gericht, noch schlimmer als die Vehmen, wo man nicht erst ein Urteil spricht, das Leben schnell zu nehmen. Hier wird der Mensch langsam gequält, hier ist die Folterkammer, hier werden Seufzer viel gezählt als Zeugen von dem Jammer. Ihr Schurken all, ihr Satansbrut, ihr höllischen Kujone, ihr fresset der Armen Hab und Gut und Fluch wird euch zum Lohne.“

Dieses Lied hat mitreißende Wirkung; der alte Baumert wird „hingerissen zu deliranter Raserei“: „Ich bin ein braver Mensch gewest mei lebelang, und nu seht mich an! ... Haut und Knochen. Ihr Schurken all, ihr Satansbrut.“ Und Weber Ansorge, „am ganzen Leibe zitternd vor Wut“, stammelt hervor: „Und das muss andersch wern, ... jetzt uf der Stelle. Mir leiden's nimehr. ... Mag kommen, was will.“

Anstatt nun gleich zum Weberaufstand überzugehen, führt uns im dritten Akt Hauptmann in die Schenkstube des Gastwirts Welzel. Wie gesagt, gibt ihm dies die Möglichkeit, durch das Zusammenführen von Menschen unterschiedlicher Herkunft die Lage der Weber aus verschiedener Sicht erörtern zu lassen. Da ist der Reisende, ein Vertreter, der wissen möchte, was es denn nun tatsächlich mit der vieldiskutierten Not der Weber auf sich habe. Und da ist der Tischleer Wiegand, gut bekannt mit Dreißiger. Er nimmt den Fabrikanten in Schutz und sagt, dass er den Webern immerhin Arbeit gebe. Die Weber seien auch viel zu viele. „Die setzen mehr Kinder in de Welt, wie mir gebrauchen kenn.“ Und als der gräflich Keilsche Förster hinzukommt, wird auch die Feudalordnung angesprochen, die die einfache Bevölkerung belastet. Der Lumpensammler Hornig schließlich klärt den Reisenden auf, was von den Nachforschungen der Regierung zu halten sei. „Das kennt man, das kennt man: da kommt so a Herr von der Regierung, der alles schon besser weefß, wie wenn a's gesehn hätte. Der geht aso a bissl im Dorfe rum, wo de Bache ausfließt und wo de scheensten Häuser sein. De scheenen blanken Schuhe, die will

a sich weiter ni beschmutzen. Da denkt a halt, ,s wird woll ieberall aso scheen aussehn, und steigt in de Kutsche und fährt wieder heem.“

Mit dem Eintreffen von Jäger und Bäcker, Arm in Arm, an der Spitze einer Schar junger Weberburschen, kommt Leben in die Wirtsstube, zumal sie beginnen, das „Blutgericht“ zu singen und Moritz Jäger für alle Schnaps und Kaffee bestellt. Die Spannung wächst, als Gendarm Kutsche kommt und meldet, der Polizeiverwalter habe verboten, das „Dreißicherlied“ zu singen. Daraufhin verlassen die Weber das Lokal, um zu Dreißiger zu ziehen und das Lied dort erneut anzustimmen. Welzel, der Wirt, kommentiert: „Dass die alten Krepper a vollends a Verstand verlieren!“ Lumpensammler Hornigs Kommentar: „A jeder Mensch hat halt 'ne Sehnsucht.“

Auch im 4. Akt wird die Handlung nicht gleich fortgesetzt. Vielmehr werden wir in das Privatzimmer Dreißigers geführt. Luxuriös ausgestattet, bietet es einen Durchblick in einen prächtigen Salon. Man kommt zusammen, um wie gewohnt, Whist zu spielen. Anwesend sind Frau Dreißiger, Frau Pastor Kittelhaus, Pastor Kittelhaus und der Kandidat Weinhold. Dreißiger hat sich etwas verspätet, ist noch „echauffiert“, weil er Ärger mit den Webern gehabt hat, womit das Gesprächsthema gegeben ist. Angeklungen ist es bereits in der Unterhaltung des Pastors, einem „kleinen, freundlichen Männchen“, mit dem „mageren, hochaufgeschossenen“ Kandidaten der Theologie. Der Pastor hält sich aus den sozialen Problemen heraus mit den Worten: „Schuster, bleib bei deinen Leisten! Seelsorger werde kein Wanstsorger! Predige dein reines Gotteswort und im übrigen lass den sorgen, der den Vögeln ihr Bett und ihr Futter bereitet hat und die Lilie auf dem Felde nicht lässt verderben.“ Kandidat Weinhold hingegen zeigt Verständnis für die armen Weber und sieht die Kirche in einer sozialen Verantwortung. „Es sind eben hungrige, unwissende Menschen. Sie geben halt ihre Unzufriedenheit kund, wie sie's verstehen.“ Man ist entsetzt über so viel Mitgefühl mit Aufrührern, es kommt zum erregten Disput, schließlich auch mit Dreißiger, der dem Kandidaten, der bei ihm Hauslehrer ist, auf der Stelle kündigt. Nach Dreißigers Auffassung müsste man „mit dem Kantschu (der Lederpeitsche) hineinfahren in das Lumpengesindel.“

Inzwischen sind die jungen von Bäcker und Moritz Jäger angeführten Weber vor Dreißigers Haus angekommen und randalieren. Dem Gendarm Kutsche gelingt es, Jäger festzunehmen. Das aber steigert nur die Wut der rebellierenden Weber. Sie schaffen es, Jäger zu befreien und den Gendarm zu vertreiben. Und nun gibt es kein Halten mehr. Der Pastor, der die Weber beruhigen will, wird misshandelt, Dreißiger ergreift mit seiner Familie die Flucht, Expedient Pfeiffer, der um sein Leben bangen muss, stürmt in panischer Angst davon und die Weber dringen in sein Haus ein, um alles kurz und klein zu schlagen. Das soll aber erst der Anfang sein. Am Ende des Aktes ruft Bäcker dazu auf, anschließend nach Bielau zu gehen, „zu Dittrichen, der die mechanischen Webstühle hat. Das ganze Elend kommt von a Fabriken.“

Dass Hauptmann bei den Zuschauern keine Begeisterung für das gewaltsame Vorgehen der Weber aufkommen lassen will, wird mehrmals deutlich. Zum einen äußert Dreißiger seine Sorgen als Unternehmer: „Das Ausland hat sich gegen uns durch Zölle verbarrikadiert. Dort sind uns die besten Märkte abgeschnitten, und im Inland müssen wir auf Tod und Leben konkurrieren.“ Zum andern lässt er auch Weber an ihrem Tun zweifeln. So sagt ein alter Weber, der hinzukommt: „Nu die Tollheet! Da is doch kee Sinn und kee Verstand o nich drinne. Ums Ende wird das noch gar sehr a beese Ding. Wer hie an hellen Kopp behält, der macht ni mit. Ich wer mich in Obacht nehmen und wer mich an solchen Untaten beteiligen!“

Im 5. Und letzten Akt wechselt der Schauplatz nach (Langen-)Bielau, wohin die Weber ja ziehen wollen und wo sie am Schluss des Dramas auch eintreffen. Wir werden ins Weberstübchen des alten Webers Hilse geführt, der gerade mit seiner fast tauben Frau, dem Sohn Gottfried und der Schwiegertochter Luise die Morgenandacht hält:

„Mir sein arme, beese, sindhafte Menschenkinder, ni wert, dass dei Fuß uns zertritt, aso sindhaftich und ganz verderbt sein mir. „Aber du, lieber Vater, willst uns ansehn und annehmen um deines teuren Sohnes, unsers Herrn und Heilands Jesus Christus willen. Jesu Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Und wenn auch mir und wern manchmal kleenmietig under deiner Zuchtrute – wenn und der Owen d’r Läuterung und brennt gar zu rasnich heiß –

da rech's uns ni zu hoch an, vergib uns unsre Schuld. Gib uns Geduld, himmlischer Vater, dass mir nach diesem Leben und wern teilhaftig deiner ewigen Seligkeit. Amen.“

Nach einem bekannten Ausspruch von Karl Marx ist ja die Religion das Opium des Volkes. Nun könnte man meinen, Hauptmann habe im letzten Akt den frommen Weber Hilse eingeführt, um zu zeigen, dass auch die Religion ihren Anteil leiste, um die Weber zu willigen Duldern ihres Elends zu machen, damit sie noch besser ausgebeutet werden können. Der alte Hilse mit seiner Gottergebenheit sei nur zu bedauern und ein gar zu schlichtes Gemüt. Dazu passt aber gar nicht, dass Hilse als ein Mann geschildert wird, der als Soldat gekämpft und einen Arm im Krieg verloren hat. Er hat sich also fürs Vaterland geopfert. Das verschafft ihm Ansehen – ganz besonders in den 1890iger Jahren, als Hauptmann das Stück schreibt. Zudem ist er der Einzige, der einen klaren Kopf behält. Als nämlich die Aufständischen Langenbielau erreicht haben, „beschmutzt, bestaubt, mit von Schnaps und Anstrengung geröteten Gesichtern, wüst, übernächtigt, abgerissen“ in Hilses Haus eindringen und der alte Baumert angetrunken schwärmt, Hilse solle doch die Schufterei lassen, „heute sind mir in eener andern Welt!“, da bleibt Hilse nüchtern und sagt den Webern ins Gesicht, dass sie keine Chance haben werden. „Mit was wollt er'n schissen? Woll mit a Priegeln, hä?“ Und als Moritz Jäger prahlt: „Mit a paar Kompanien wern mir schonn fertig werden“, da entgegnet Hilse: „Mit'n Maule, da gloob ich's. Und wenn ooch: zwee jagt'r raus, zehne kommen wieder rein.“ Da der alte Hilse partout nichts mit dem Aufruhr der Weber zu tun haben will, setzt er sich wie jeden Morgen an die Arbeit hinters Fenster und hört auch nicht auf Warnungen, das sei gefährlich, weil Militär anrücke und womöglich schießen werde. „Hie hat mich mei himmlischer Vater hergesetzt. ... Hie bleiben m'r sitzen und tun, was mer schuldig sein.“ Da trifft ihn eine Kugel und er sinkt tot zu Boden.

Hauptmann spricht mit dem Tod des alten Hilse die Tatsache an, dass es bei gewaltsamem Vorgehen immer wieder gerade die Unschuldigen trifft und dass jede Gewalt die Tendenz hat, sich zu steigern. Ebenso zeigt er, wie durch freigesetzte Emotionen die ursprünglichen Absichten vernebelt werden und der Mensch nicht mehr Herr seines Wollens bleibt.

Aber er versteht doch auch, wie es zu alledem kommen kann. Hornig, der ziemlich objektiv beobachtet, weil er nicht direkt beteiligt ist, hat es ja bereits ausgesprochen: „A jeder Mensch hat halt 'ne Sehnsucht“. Am besten lässt Hauptmann es aber wohl den alten Baumert Hilse gegenüber sagen: „'S wahr, Gustav, an kleene Schleuder hab ich ...Ich wollte ja gerne nich mitmachen. Aber sieh ock, Gustav, d'r Mensch muss doch a eenziges Mal an Augenblick Luft kriegen.“

Wie schon zu Beginn erwähnt, erregt Gerhart Hauptmann auch mit seinem Drama „Die Weber“ öffentliches Aufsehen. Kaiser Wilhelm II. kündigt nach der Premiere im „Deutschen Theater“ in Berlin die Hofloge, was für das Schauspielhaus eine jährliche Einbuße von 4000 Goldmark bedeutet – eine beträchtliche Summe für die damalige Zeit, in der zum Beispiel ein Ei noch drei Pfennige kostet und Theaterkarten zu 1,50 Mark für die Masse der Bevölkerung unbezahlbar sind. Übrigens ist die Aufführung zunächst von der Polizei untersagt worden, und zwar mit der Begründung, das Stück könne zu öffentlichen Ausschreitungen führen. Gegen dieses Verbot hat Hauptmann vor dem Preußischen Obergerverwaltungsgericht mit Erfolg geklagt. Im Urteil vom 2. Juli 1894 heißt es, das Drama sei „nach dem Inhalte ... nicht gefährlich.“ Auch seien - wie bekannt – die Plätze im „Deutschen Theater“ „so teuer, dass dieses Theater vorwiegend von Mitgliedern derjenigen Gesellschaftskreise besucht wird, die nicht zu Gewalttätigkeiten oder anderweitigen Störungen der öffentlichen Ordnung geneigt sind.“

Dieses Urteil wiederum hat ein Nachspiel im Preußischen Abgeordnetenhaus (in dessen Gebäude heute der Bundesrat tagt). Der preußische Innenminister (von Köller) klagt vor den Abgeordneten, die Theater seien nicht mehr das, was sie sein sollten, nämlich „eine Bildungsstätte zur Förderung von Sitte, historischer Erinnerung, ... alles Guten und Edlen.“ Er dankt der Polizei, die die Aufführung hat verhindern wollen, und fügt hinzu: „Ich hoffe, dass in nicht zu langer Zeit die Entscheidungen des Obergerverwaltungsgerichts anders ausfallen werden.“

Diese Äußerung wiederum hat eine aufgeregte Debatte zur Folge. Der links platzierte Abgeordnete Rickert empört sich mit Recht, dass

ein Minister das höchste Verwaltungsgericht derart kritisiert. Das veranlasst daraufhin den herausgeforderten Innenminister zu den pathetischen Worten: „Wie lange sollen wir denn noch zusehen, dass in der schimpflichsten Weise alle die heiligsten Güter der Nation ... in den Schmutz gezogen werden?“

Wir brauchen hier die Auseinandersetzung um den Wert von Hauptmanns „Webern“ und um die Unantastbarkeit der preußischen Rechtsprechung nicht weiter zu verfolgen. Interessant ist es allemal, dass es eine Dichtung vermocht hat, die Gemüter derart zu erhitzen – bis zum Kaiser hinauf. Es ist die beste Werbung für den Autor und gerade von konservativer Seite wird immer wieder ein Ende der Debatte verlangt, um dem Stück nicht noch mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. Längst aber haben die Zeitungen den Fall aufgegriffen. Sie diskutieren leidenschaftlich die Frage, ob „Die Weber“ nun ein revolutionäres Drama sind oder nicht.

Über die Premiere berichtet die „Vossische Zeitung“, die im Bürgertum sehr beliebt ist: „Das Haus war ausverkauft. ... Zu direkten Demonstrationen, die teils befürchtet, teils erhofft wurden, kam es nicht. Einen seltsamen Kontrast zu den glänzenden Damentoiletten in den Logen bildete das zerlumppte Weberelend auf der Bühne.“ Ganz richtig schreibt ein anderes Blatt („Germania“), die „Weber“ seien kein sozialistisches Stück. „Ein sozialistischer Dichter hätte einen anderen Stoff gewählt, der das Volk nicht bloß als leidendes, ohnmächtiges, sicherer Niederlage und sicherem Untergang verfallenes Opfer vorführt.“ Das beste Urteil über die „Weber“ stammt – wie schon bei „Vor Sonnenaufgang“ – aus der Feder des alten Fontane, der sich auch diese Premiere nicht hat entgehen lassen. Er schreibt: „Es ist ein Drama der Volksauflehnung, das sich dann wieder, in seinem Ausgange, gegen die Auflehnung auflehnt.“ Nach dem 4. Akt hätte der revolutionäre Sieg den Sieg der Rache bedeutet. Deshalb habe Hauptmann den 5. Akt mit dem tragischen Tod des alten Hilse hinzugefügt. „Dass dadurch etwas entstand, was revolutionär und antirevolutionär zugleich ist, müssen wir hinnehmen und trotz des Gefühls einer darin liegenden Abschwächung doch schließlich gutheißen. Es ist am besten so. Denn das Stück erfüllt durch dieses Doppelgesicht auch eine doppelte Mahnung, eine, die sich nach oben und eine andere, die sich nach

unten wendet und beiden Parteien ins Gewissen spricht.“ Und genau dies ist die Absicht Hauptmanns gewesen, wie wir durch seine eigenen Äußerungen wissen.

Wie gesagt, behält der fromme alte Hilse in Hauptmanns „Webern“ den klarsten Kopf von allen. Weil er am Aufstand nicht teilnehmen will, beschimpft ihn seine Schwiegertochter auf vulgärste Art: „Lappärsche seid ihr, ... Weechquarkgesichter, ... Kerle, die dreimal ,scheen Dank‘ sagen fer ne Tracht Priegel“ und so weiter. Hilse weist solche Reden, was auch bereits erwähnt wurde, zurück. „Wo ich meen’n Arm gelassen, das weeiß d’r Keenig. De Mäuse haben mern nich abgefressen. ... Ferchten? Ich und mich ferchten? Vor was denn ferchten, sag m’r a eenziges Mal. ... Na und wenn’s gar schlimm käm!?! O viel zu gerne, viel zu gerne tät ich Feierabend machen. Zum Sterben ließ ich mich gewiss ni lange bitten. Lieber heut wie morgen. ... Das Häufel Himmelangst und Schinderei da, das ma Leben nennt, das ließ ma gerne genug im Stiche. – Aber dann, ... dann kommt was – und wenn man sich das auch noch verscherzt, dernachert is’s erscht recht alle.“ Und zu seinem Sohn gewandt, fügt er hinzu: „Ich sag dirsch, Gottlieb! Zweifle nich an dem eenzigten, was mir arme Menschen haben. ... Ich lass mich vierteilen – ich hab’ne Gerwissheet.“

Als gottesfürchtiger Mann weiß Hilse, dass er sein Leben nicht selbst beenden darf, sondern seine Aufgaben im Leben erfüllen und alles Leid ertragen muss, so wie es Gott von ihm verlangt.

Damit, liebe Zuhörer, bin ich am Ende meines Hauptmann-Vortrages, in dessen Mittelpunkt hier sein soziales Drama „Die Weber“ gestanden hat. Sehr gern hätte ich noch die Besprechung weiterer Dichtungen hinzugefügt, etwa „Fuhrmann Henschel“, „Rose Bernd“, „Die Ratten“, „den Biberpelz“ und das romantischen Trauspiels „Hanneles Himmelfahrt“. Aber auch so hoffe ich, Ihnen gezeigt zu haben, dass es sich noch lohnt, Hauptmann zu lesen, oder, was ich ja bereits empfohlen habe, ins Theater zu gehen, wenn eins seiner Dramen einmal wieder aufgeführt wird. Das wäre eine schöne Ergänzung dieses Abends.

